



## **Predigt 2021: Über die Gnade Psalm (103, 2-13)**

**Pfarrer Dr. Roger J. Busch**

**10. Sonntag nach Trinitatis 8. August 2021**

„Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat: der dir alle deine Sünde vergibt und heilt alle deine Gebrechen. Der dein Leben vom Verderben erlöst, der dich krönt mit Gnade und Barmherzigkeit, der deinen Mund fröhlich macht und du wieder jung wirst wie ein Adler. Der Herr schafft Gerechtigkeit und Recht allen, die Unrecht erleiden. Er hat seine Wege Mose wissen lassen, die Kinder Israels sein Tun. Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte. Er wird nicht für immer hadern, noch ewig zornig bleiben. Er handelt nicht mit uns nach unseren Sünden und vergilt uns nicht nach unserer Missetat. Denn so hoch der Himmel über der Erde ist, lässt er seine Gnade walten über denen, die ihn fürchten. So fern der Morgen ist vom Abend, lässt er unsere Übertretungen von uns sein. Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, die ihn fürchten.“

Nun: betrachten wir die Gnade. Gnade ist großzügig und freundlich. Gnade ist barmherzig und heilsam. Gnade ist ein Segen.

Aber Gnade hat auch eine problematische Eigenschaft. Wo nämlich Gnade waltet, gibt es einen, der sie gewährt, und einen, der sie empfängt. Es gibt also ein Oben und ein Unten. Für Gnade hat man dankbar zu sein. Wer von anderer Leute Gnade lebt, ist abhängig und unfrei. Denn Gnade ist nicht selbstverständlich. Gnade kann man nicht einfordern. Deshalb ist Gnade meistens schön für den, der gnädig sein kann, nicht aber für den, der auf sie angewiesen ist. Gnade adelt ihren Geber, aber sie erniedrigt ihren Empfänger. Mit Gnade kann man Menschen demütigen. Mit Gnade kann man beleidigen. Mit Gnade kann man jemanden gering machen.

Deshalb verlangen die Armen in der Bibel immer wieder Besseres als Gnade. Sie verlangen Recht. Und zwar gerechtes Recht. Ja, die beste Gnade ist eigentlich die, die zum Prinzip des Rechts wird.

Ist es gut, das, was Schwache nötig haben, der Gnädigkeit der Starken und der Besitzenden zu überlassen? Oder ist es besser, das, was Schwache nötig haben, zu einem Recht der Schwachen und Bedürftigen zu machen?

Die Christen haben seit Jahrhunderten einen der Sonntage vor dem Osterfest mit dem Namen „Judika“ benannt. „Judica me deus!“: Verschaffe mir Recht, o Herr.

Ist es Recht, Zäune aus Stacheldraht ziehen, auf dass der Wohlstand in den Ländern der EU verbleibe und die Armut draußen verkapselt wird? Ist es Recht, wenn wir in Europa unsere Kleidung unter erbärmlichen Umständen in Asien herstellen lassen? Ist es Recht, wenn die in Asien billigst hergestellte Kleidung dann später als Second-Hand-Spende nach Afrika geht, wo dann deswegen die dortige Textilindustrie den Bach runtergeht? Ist es Recht, wenn schwimmenden Fischfabriken aus Europa und den USA vor den Küsten Afrikas alles wegfangen, was zappelt? Ist es Recht, wenn dank der EU-Subventionen europäisches Geflügel und europäische Butter in Afrika billiger ist als es die einheimischen Produkte sind? Ist es Recht, wenn Deutschland nach wie vor zu den größten Waffenexporteuren der Welt zählt?

Ja, leider, es ist dies leider Recht, weil nationale und internationale Gesetze dieses Unrecht zu Recht machen. Und es ist eine Aufgabe von Journalisten als Anwälte der Menschenrechte Kritik an diesem Recht zu üben. Und es ist die Aufgabe von Pfarrerinnen und Pfarrern, in der Nachfolge des Gesetzeskritikers Paulus aufzudecken, wie Recht dem Unrecht assistiert. Judica me deus!

Da geht es nicht nur um Almosen, nicht nur um ein paar Krümel vom Tisch des Reichtums. Es geht um Recht, um Menschenrecht. Es geht darum in der Theologie, die dem Gott verpflichtet ist, der Mensch wird. Und es geht um die wache Aufmerksamkeit all derer, die sich auch in säkularen Zusammenhängen dem Schutz des Menschenrechts verpflichtet wissen. Steht auch schon im Artikel 1 des Grundgesetzes! „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“

Wir alle kennen die Geschichte von Sankt Martin, der seinen Mantel geteilt hat. Wir erinnern uns an die anrührende Schlüsselszene, als der römische Soldat und spätere Bischof Martin seinen Mantel mit einem frierenden Bettler teilt. Dazu muss man wissen, dass den römischen Soldaten nur die Hälfte des Mantels gehört. Die andere Hälfte gehört der Armee!

Martin hat also **kein kleines** Fitzelchen hergegeben, er hat **alles** gegeben, worüber er verfügen konnte.

Der Mensch braucht zumindest so viel Mantel, dass er Mensch sein kann. Der Flüchtling muss Mensch sein können. Und man wird irgendwann auch die Christen daran messen, was **sie** dafür getan haben.

St. Martin ist gewissermaßen ein Heiliger unserer Tage, nicht nur wegen seines Beispiels für eine Barmherzigkeit, die sich von der Not des frierenden Bettlers anrühren lässt. Das wäre ja schon viel für unsere Zeit und unsere Tage. Denn wir leben in einem Land, in dem Woche für Woche Tausende von Menschen auf die Straße gehen, die sich eben nicht anrühren lassen von fremdem Leid.

Es gibt eine zweite wunderbare Sankt-Martin-geschichte, die aber viel weniger bekannt ist als die von der Teilung des Mantels. Sie steht im „Goldenen Legendenbuch“ und sie lautet wie folgt: Es gab damals, zur Zeit Sankt Martins, bereits einen christlichen Kaiser: Theodosius. Der hatte das Christentum zur Staatsreligion gemacht und die Kirche reichlich mit Privilegien ausgestattet. Die Gegenleistung: die Kirche sollte Stütze des Reiches und seiner Herrschaft sein.

Aber: Nicht mit Sankt Martin! Der war gerade zum Bischof von Tours gewählt worden – und er nahm seinen Bischofstitel ernst: „Vater der Armen!“

Also wollte er sich beim Kaiser für die Armen einsetzen.. Aber der Kaiser hatte andere Pläne und wollte nicht helfen. Er hielt die Tore seines Palastes fest verschlossen. Ein zweites und ein drittes Mal kam Martin zum Kaiser.

Vergebens. Danach streute er Asche auf sein Haupt und fastete und betete eine Woche lang. Dann ging er auf seines Engels Geheiß noch einmal zum Palast und kam tatsächlich, durch verschlossene Tore, bis vor den Kaiser. Der blieb trotzig auf seinem Stuhl sitzen. Im „Goldenen Legendenbuch“ heißt es dann wörtlich: „da bedeckte plötzlich Feuer den königlichen Thron und brannte den Kaiser an seinem hinteren Teil, dass er voll Zorn aufstehen musste und der Kaiser bekannte, dass er Gottes Macht gespürt habe. Er umarmte den heiligen und bewilligte ihm alles, noch ehe er darum bat.“

Diese wunderbare Geschichte hat ihre eigene Wahrheit und Poesie. Denn sie erinnert an einen weiteren Anspruch, den Theologen und Menschen, die sich

mit Öffentlichkeit befassen, an sich selbst haben sollten: sich einzusetzen für die, die der Hilfe bedürfen und die zu ihrem Recht kommen.

In der Bibel steht der Satz noch viel klarer als in unserem Grundgesetz. In der Bibel steht: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ Das ist der zentrale Satz des christlichen Abendlands. Das ist der zentrale Satz einer sozialen und humanen Politik. Er ist eine Realvision! Er soll mehr real sein, denn Vision. „Wer Visionen hat, soll zum Arzt gehen.“ Das Bonmot wird Helmuth Schmidt zugeschrieben. Korrigieren wir ihn: Wer Visionen hat, der soll Theologe werden oder Sozialarbeiter.

Dazu beitragen, dass es ein wenig besser wird. Der Jakobusbrief, auf den ich mich hier auch beziehen kann, ist nicht nur irgendein biblischer Text. Er ist auch ein demokratischer Lehrbrief – lange vor der Einführung der Demokratie geschrieben. „Seid aber Täter des Wortes und nicht Hörer allein!“ (Jakobus 1 Vers 22)

Ja! Demokratische Rechte müssen mit gelebter Barmherzigkeit verknüpft werden. Besser noch: es gilt, der Gerechtigkeit das Wort zu reden. Denn es soll ein Recht sein und keine Gnade, dass ein Mensch keinen Mangel hat.

Gott öffne unsere Augen und schärfe unsere Sinne, **die** fördernd im Blick zu behalten, die unserer Hilfe bedürfen. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.